

# Vom Predigtmachen

Das Predigtverfahren zwischen Synthetik und Ästhetik.

Ein Essay

von Jörg Seip

Der Beitrag will zu einer Predigtpraxis anregen, die aus Leselust schöpferisch ist und auf die ästhetische Kreativität von Situation und Hörern setzt.

Wenngleich Predigen auf einen vertrauten Umgang miteinander zielt (*homilein*), scheint der Prediger solch vertrauten Umgang bei der Vorbereitung seiner Predigt nicht unbedingt zu pflegen: Predigt ist nicht immer Lust, nicht selten Last (Garhammer 1997). Öffentlich zu verkünden (*praedicare*), und dies in wöchentlicher Regelmäßigkeit, nicht mitgerechnet die Kasualansprachen, nebenher die „normale“ Arbeit – all das fördert nicht den vertrauten Umgang mit sich selbst, mit den Texten, mit den Lebensgeschichten, kurz: mit der homiletischen Situation (Hermelink 1992). Hinzu kommt – im katholischen Umfeld – in der Ausbildung eine bloß marginale Beschäftigung mit homiletischen Fragen, Problemen und Chancen. Nicht selten bleibt man stehen bei einer schematischen Erkundung des „synthetischen Predigtverfahrens“, was nicht selten mit einer ähnlich schematischen Erkundung und Beschneidung biblischer Texte auf ein „Kerygma“, auf eine Kernaussage einhergeht. Dabei könnte es so spannend sein. Dieser Essay will auf eine Fährte locken.

## I

Viele Generationen haben Predigen als ein ordnendes Geschäft erlernt. Damit der Hörer sich nicht verläuft, habe ich als Prediger eine gewisse Ordnung an Tag zu legen. Klarheit und Deutlichkeit sind zweifellos nicht unwichtig, sind Ausweis der Stilqualität. So lehrt es die Redekunst (Reschke/Thiele 1992). Wenn ich nicht präzise, sondern unklar rede, geht meine Rede fehl. Es gibt allerdings, die hermeneutischen Begriffe *ambiguitas* (Mehrdeutigkeit) und *obscuritas* (Dunkelheit) legen das nahe, eine dunkle und uneindeutige Rede, eine nicht vom Inhalt zu trennende Form. Es gibt einen Inhalt, der nur derart ambiguitär und dunkel ahnbar gemacht werden kann (Seip 2002). Der Prediger wäre dann Hermeneut, Anleiter eines solchen Ahnungsvermögens: der Prediger hätte dann zu inszenieren. Und jede Inszenierung scheidet nicht Form von Inhalt, sondern beide bedingen einander. Mit dem synthetischen Predigtverfahren (Zerfaß 1987; Brinkmann 2000; Herbst/Schneider 2001) ist *deshalb* nicht viel gewonnen, weil Situation, Text und Hörer eben nicht recht in eine Synthese gebracht werden. Man vergaß die Leiter abzuwerfen, nachdem man auf ihr emporgestiegen. Was heißt das?

So hilfreich die Ordnung des Predigtverfahrens als Synthese herkömmlich aus Prediger-Ich, Schrifttext, Hörer und Situation ist, sie bleibt wenn überhaupt ein nur erster

Schritt, d.h. sie geriert gar nie zur Synthese. Als erster Schritt fokussiert diese Ordnung. Sie führt in die Enge, wählt aus, seziert, findet. Situation und Schrifttext erhalten nicht selten Überschriften derart, dass sie auf einen Sinn, auf einen Kern hin festgelegt werden. Man bemächtigt sich ihrer, ohne es zu ahnen. Man setzt auf Verständlichkeit bis hinein ins Letzte, auch bei Schrifttexten, die man selbst noch nie verstanden hat. Sicherlich sind Sätze wie „Der Text sagt, dass ...“/„Ich bin überzeugt davon, dass...“/„Ich will meinen Hörern sagen, dass ...“ zunächst hilfreiche Sätze (Engemann 1996). Aber es sind nur Sätze zum Anlaufen und Warmdenken. Sie sind zweifellos notwendiges Repertoire einer jeden guten Rede. Aber zu glauben, dass sie allein deshalb schon stimmen, weil „ich“ das so meine und das sagen will, wäre illusionär. Diese Sätze verschweigen nämlich die Vielfältigkeit des Hörens und Lesens: dieses ist nicht auf einen Sinn, nicht auf einen Kern hin angelegt, sondern streift über Flächen und Plätze und Gassen der Buchstabe weg und hebt hier und da auch ganz andere Dinge auf als dieser Redner da gerade, verwirft sie wieder oder bewahrt sie gar, lebt aus ihnen mitunter eine Woche oder länger. Das Wort – die Dichter wissen das längst – ist ein Wunder und nicht zu verrechnen.

## II

Leider wird beim Machen der Predigt bei diesem ersten Schritt oft stehen geblieben. Ich lese den Text und filtere eine Aussage heraus, die mich anspricht oder die ich für ansprechend halte. Ich stelle mir die Hörer vor sowie die Situation: Wer wird kommen oder wegbleiben, wer wird hüsteln, was hängt an? Ich mutmaße aus Eigenerleben und Ange-tragenem, dass dieses oder jenes hier und jetzt passe. Ich konstruiere den Kairos. Und merke manchmal beim Reden, wie fehl ich liege – so ich nicht büffelstark über die Reaktionen der Zuhörer hinwegbölke, denn diese Reaktionen gibt es stets und es gilt, sie aufmerksam noch während der Rede zu lesen und zu deuten.

Die Spannung beim Predigtmachen fängt allerdings viel früher an. Kommt sie erst im oder knapp vor dem Moment der zu haltenden Rede, begleitet sie nicht den ganzen Prozess der Arbeit an einem Manuskript und der Arbeit an der Verflüssigung desselben, dann könnte es sein, dass Predigt als lästige Arbeit neben der anderen Arbeit empfunden wird. Die trockene Hermeneutik eines synthetischen Predigtverfahrens, das bislang skizziert wurde, tut das ihre und behindert die Motivation. Predigt ist wöchentliche, einfalllose Last.

Dabei ist das Predigtmachen urtümlich eine geistlich-theologische Arbeit. Sie dient und dies ist ein alter Name für das Fach Homiletik: der Eloquenz, der Geistlichen Beredsamkeit. Aber was, wenn geistlich nichts zu bereden, theologisch alles verschliffen ist? Gerade deshalb: Das Predigtmachen ist ein spiritueller Dienst an mir selbst. Ich tue, was Mönche tun: ich lese Heilige Schriften. Daneben lese ich anderes. Vor allem lese ich. Und das ist etwas Kostbares. Ich setze mich mit anderen auseinander in Schrift- und Lebenstexten: lesen kann ich die Buchstaben und die vielen körperlichen Gesten und Hinweise derer um mich herum (Nádas 2003). Ich kann mich auch selber lesen. Ich bilde mir meinen Reim auf das Geschriebene, spüre Linien, Netze und Verbindungen heraus, etwa aus den vielerlei Lesungen eines Sonntagsgottesdienstes, die derart zusammengeordnet einen noch-

mals anderen Sinn bilden als sie es aus sich alleine täten. Das, was ich tue, ist dem Tun eines Detektivs, eines Spurensuchers vergleichbar: ich deute Zeichen. An ein Ende ist dabei nicht zu denken, doch gerade das macht die Spannung aus. Es ist eben kein Nachteil und kein Manko, Sinn nicht festzulegen, sondern, da die Literatur wie das Leben gleichermaßen weit sind, stets neu zu bilden. Das ist eine Lebensaufgabe, die mir im Alltäglichen und beim Lesen und Predigtmachen abverlangt wird. Man kann dies Glauben nennen – in dem Sinne etwa, dass ich sage: Ich glaube, dass Sinn möglich ist. Aber ich kann mich seiner nicht bemächtigen. Was ich kann, ist, zu zeigen, wie *ich* Sinn bilde aus diesen Worten und diesen Gesten. So leite ich andere an, dasselbe zu tun, es nachzutun, es ähnlich oder anderes daraus zu tun. Ich rege das Ahnungsvermögen der Hörer an, an die Weite des Sinnes, des Glaubens zu tasten.

### III

Von hier aus wird deutlich, dass in einer Predigt der Inhalt mit der Form eng zusammenhängt. Predigt ist kein Religionsunterricht, ist keine Vorlesung, keine Christenlehre. Ihr Ort ist durch Sinn markiert: den Ritus begehen wir mimetisch. Predigt unterbricht diesen nun, um zu vertiefen. Sie kann darum getrost im Sicherem des Ritus auf undichte Stellen weisen, sie kann offen reden, dunkel und ambiguitär, weil sie von Sinnhaftigkeit umgriffen und aufgehoben ist. Aus ihr eine Lehre oder pädagogische Anstalt zu machen, zerstört nicht bloß die Predigt, sondern zugleich den Ritus, weil sie diesen instrumentalisiert. Was dieser nicht von allein schafft, schafft er auch mit Predigt nicht. Predigt ist in den Ritus eingefügte Kunst: der Anleitung und Hermeneutik.

Wie sähe nun ein Predigtmodell aus, das diesen Ansprüchen genügt? Gäbe es zu bisweilen pädagogisierenden Modellen, etwa dem aus der antiken Rhetorik abgeleiteten lerntheoretischen Predigtmodell oder dem Fünf-Satz-Modell, eine Alternative? Käme diese der *narratio*, der Erzählung nahe?

Statt von einer Synthetik wäre von einer Ästhetik zu sprechen. Damit ist gemeint, dass man nicht selbst konstruiert, eine Synthese erstellt, sondern stattdessen selber Sehen lernt und lehrt. Es geht nicht darum, dem Hörer ziel- und rückmeldesicher diesen und jenen Sinn eines Textes oder einer Geste einzugeben oder diesen gar im Nachhinein abfragbar zu wähen und so dieser immer noch gewusst, als kommunikativen Erfolg zu verbuchen. Es wäre doch nur ein Erfolg des eingeübten Machtgefälles: ich spreche, du wiederholst. Eine derartige Synthetik wäre durch eine Ästhetik abzulösen. In Klammern gesagt und dies ist nicht neu, sondern hilfreich: vom Paradigmenwechsel der Praktischen Theologie hin zur Ästhetik war schon in den 80er Jahren die Rede.

Zu klären ist der Begriff Ästhetik. Gemeint ist nicht ein Ebenmaß oder etwas Schönes, also nicht das alltagssprachlich unter „ästhetisch“ verhandelte, sondern gemeint ist Ästhetik als Lehre von der Wahrnehmung. Die hier verortete Predigt ist ohne den Hörer nicht denkbar. Ein synthetisches Predigtverfahren, so wird man einwenden können, zielt doch auch auf den Hörer. Das stimmt jedoch nur dann, wenn man den Hörer arretiert auf gelingende Kommunikation – und damit auch sich und den Text auf dasselbe arretiert. Eine Predigt als Synthetik käme auch ohne den Hörer aus, eine Predigt als Ästhetik ist ohne

den Hörer jedoch gar nicht da, denn das Manuskript ist keine Predigt. Ein Buch mit Predigten hat vielerlei Texte, jedoch nicht eine einzige Predigt. Diese kann nur der Hörer von sich geben. Absichtlich habe ich dies steil skizziert, um den Unterschied, um den es mir geht, klar hervortreten zu lassen. Zweifellos ist das hier Angesprochene ein Ideal. Aber das ist das Reich Gottes auch. Das sind Jesu Gleichnisse vor allem: sie malen ein Ideal an die Wand unserer vermeintlichen Realität. Sie öffnen Wirklichkeit auf Wirklicheres. Sie lassen etwas ahnen, geben Sicht frei. Das geht, weil sie Form und Inhalt nicht auseinanderdividieren, weil sie Literatur sind. Jesu Predigt ist eine Predigt als Literatur. Es ist eine Predigt, die nicht beim synthetischen Predigtverfahren stehen bleibt, sondern zu Sehen aufgibt.

Keines der Gleichnisse ist auf einen Punkt zu bringen mit: „Der Text sagt.“ „Die Moral von der Geschichte ist.“ Wenn wir das Gleichnis dennoch so auf den Punkt brächten, wäre der Zauber dieser Kommunikation fort: das Gleichnis wäre zerstört. Die Potenz literarischer Kommunikation ist gerade ihre Schwebelust: ist, dass etwas (an-)gesagt, aber nicht bis ins Letzte (aus-)gesagt zu werden braucht. Es gibt eine Breite an Möglichkeiten, die gleichermaßen zulässig sind, eine bemessene Breite.

Predigt als Ästhetik machte Lust an dieser Breite der Texte und Gesten. Sie ließe einen größeren Zusammenhang ahnen. Sie brächte ins Wundern, ins Kombinieren, brächte Risikans Licht, vertieft diese, ließe mit ihnen leben vielleicht.

## IV

Wie könnte ich nun derart „Predigtmacher“ (Nicol 2002) werden? Was wäre vonnöten? Eines nur: eine Lust an Zeichen. Es geht dabei nicht nur um das gelesene Zeichen, die sonntäglichen Texte etwa, sondern auch die hinter Gesten sich verbergenden Zeichen. Es geht ignatianisch gesagt um ein „Gott suchen und finden in *allen* Dingen“. Unabdingbare Voraussetzung ist die Lust, Zeichen zu erleben, sie wahrzunehmen und zu deuten (Barthes 1974).

Käme jemand auf die Idee eines Zielfelderplanes für die Ausbildung von Predigtmachern, so dürfte dort – neben einer gewissen ironischen Grundkompetenz – nicht fehlen: die wilde und tägliche Lektüre der Hl. Schrift, eine kulturelle Kompetenz (Theater, Konzert, Oper, Kino, Kulturzeit in 3sat) sowie die regelmäßige Pflege einsamer Lektüre, d.h. täglich ein neues Gedicht und eines der Lieblingsgedichte und wöchentlich eine Erzählung und monatlich ein Roman. So ist das mit Ideen.

Man könnte darum auch das bislang Gedachte in eine andere, schnelle Form gießen und täte man es, kämen möglicherweise folgende Beunruhigungen dabei heraus, die unter ein Schlagwort summiert, etwa als „Thesen für Predigtmacher“ leicht domestizierbar wären:

1. Die Hörer machen die Predigt: dazu hält und regt der Prediger sie nur an.
2. Ein Manuskript ist ein Manuskript ist ein Manuskript. Dieses ist keine Predigt. So genannte Predigtvorlagen legen nichts als Manuskripte vor.
3. Der Prediger ist weniger Denker als vielmehr Inszenator: biblischen Text und alltägliche Gesten gießt er nicht nur in Worte: er führt diese auf.

4. Form und Inhalt dieser Worte sind nicht zwei Seiten, sondern Form und Inhalt *ist* untrennbar. Das gibt zu denken.
5. Warum heißt es die ganze Zeit „der Prediger“?
6. Der Ritus entlastet den Prediger: er rahmt ein und hebt auf. Gegen den Ritus anzupredigen, wäre unsinnig.
7. Der Prediger ist nicht der Kontrolleur der angeregten Gedanken.
8. Im Hörer die Lust zur Kombination und Deutung von Zeichen anzuregen, wäre ein hohes Lob für jeden Prediger.
9. Widerspruch macht nichts: das Feld des Sinnes ist weiter. Richtigkeit ist sekundär, denn:
10. „Die Wirklichkeit ist nicht wirklich“: es gibt ein Mehr, das Ritus und Predigt, Atmosphäre und Herzensgebet auf je ihre Weise ahnbar machen.

Die letzte These mag für manche verträumt klingen: aber wir lesen im Gottesdienst von nichts anderem. Da geht einer auf sein Feld und sät, und er lässt das Gesäte wachsen und schließlich erntet er: dreißig-, sechzig, hundertfach. Und eine andere wirft alles um, nur für eine Kleinigkeit, für einen Pfennig. Und jemand verkauft alles für einen Acker, von dem er nicht einmal weiß, ob der ertragreich ist: aber er ahnt auf ihm einen Schatz. Und wieder jemand vergibt einfach so. Alles das sind Gesten, die unser Ahnungsvermögen äußerst strapazieren. Sie zeigen: die Wirklichkeit ist mehr. Da wird eine Stadt sein, hell erleuchtet und unser Mund voll Lachens, und wir werden Reben pflanzen dort und ihre Früchte selbst genießen ...

## V

Wo beginnen? Predigtmachen beginnt beim Lesen. Hier liegt das Keimgut. Das kann man pflanzen und später dann keltern. Aber erst muss das Lesen geübt werden: ein Beispiel ist der Kämmerer, der Jesaja liest, jedoch ungeübt und er versteht wenig. Auch das Schreiben muss geübt sein: ein Beispiel ist Zacharias, der sich über das Schreiben wieder verständlich macht. Schließlich will Predigen geübt sein: ein schönes Beispiel ist Paulus auf dem Areopag, der hier seine wohl beste Predigt hält. Synthetisch gedacht. Und er scheitert. Und das ist hoffnungsreich.

## Literatur

- Barthes, Roland* (1974): Die Lust am Text (1973). Aus dem Französischen von Traugott König, Frankfurt a.M.
- Brinkmann, Frank Thomas* (2000): Praktische Homiletik. Ein Leitfaden zur Predigtvorbereitung, Stuttgart – Berlin – Köln.
- Engemann, Wilfried* (1996): „Unser Text sagt ...“. Hermeneutischer Versuch zur Interpretation und Überwindung des „Texttods“ der Predigt, in: ZThK 93, 450-480.
- Garhammer, Erich* (1997): Verkündigung als Last und Lust. Eine praktische Homiletik, Regensburg.
- Herbst, Michael; Matthias Schneider* (2001): ... wir predigen nicht uns selbst. Ein Arbeitsbuch für Predigt und Gottesdienst, Neukirchen-Vluyn.

- Hermelink, Jan* (1992): Die homiletische Situation. Zur jüngeren Geschichte eines Predigtproblems, Göttingen.
- Nádas, Péter* (2003): In der Körperwärme der Schriftlichkeit. Über Europa und seinen Analphabetismus, in: NZZ vom 28.1.2003.
- Nicol, Martin* (2002): Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik, Göttingen.
- Seip, Jörg* (2002): Einander die Wahrheit hinüberreichen. Kriteriologische Verhältnisbestimmung von Literatur und Verkündigung, Würzburg.
- Reschke, Thomas; Michael Thiele* (1992): Predigt und Rhetorik, St. Ottilien.
- Zerfuß, Rolf* (1987): Grundkurs Predigt I. Spruchpredigt. Unter Mitarbeit von Klaus Roos, Düsseldorf.

This contribution intends to inspire a homiletic practice that is creative out of delight in reading and trusts in the aesthetic creativity of both the specific situation and the hearers.